

W. Kroll betont in zwei geistreichen und äusserst anregenden Aufsätzen „Unsere Schätzung der Römischen Dichtung“ (Neue Jahrb. VI 1903 S. 1—30) und „Die Originalität Vergils“ (Neue Jahrb. XI 1908 S. 513—531) mit vollem Nachdruck, dass wir die Eigenart der Werke Vergils nur dann richtig beurteilen, wenn wir trotz der lückenhaften Kenntnis der auf ihn einwirkenden Literatur versuchen, ihn historisch zu begreifen. Zu diesem Zwecke müssen wir mit ganz anderen Forderungen an seine Poesie herantreten, als man es sonst gewohnt ist. Wir Modernen verlangen von einem wahren Dichter, dass er seinen aus der Sage, Geschichte oder älteren Poesie entnommenen Stoff durch selbständige Gedanken bereichert und das Ganze psychologisch vertieft, die Zeitgenossen Vergils dagegen beurteilten ihre Dichter insbesondere nach ihrer stilistischen Fertigkeit d. h. nach der Fähigkeit, Gedanken und Wendungen griechischer und römischer Vorgänger bald in engerem Anschluss, bald in freier Anlehnung und bewusster Abweichung zu übernehmen und jenes übernommene Gut in einen ganz anderen Zusammenhang zu versetzen. „Woher der Dichter seinen Stoff genommen, wie er ihn behandelt hat, erscheint uns als die Hauptsache an einem Gedicht; Vergils Zeitgenossen werden mehr darauf geachtet haben, wie er das Rohmaterial der Gedanken gefeilt und geschliffen hatte, dass es wie im Schmucke von tausend Edelsteinen blitzte.“ (Kroll, Neue Jahrb. XI 1908 S. 527.)

Dass gerade auf diesem Gebiete der formalen Technik von dem Sänger aus Mantua ganz Hervorragendes geleistet worden ist, das kann und soll schon z. T. die folgende Übersicht über die wichtigste Vergilliteratur zeigen, durch welche vor allem ein wenn auch nur flüchtiger Einblick in die Werkstatt des ungemein fleissigen und erst allmählich heranreifenden Künstlertalentes geboten werden soll, ohne dass dabei offensichtliche Schwächen verheimlicht würden.

Für eine gesunde Interpretation der **Eklogen** haben A. Cartault, P. Jahn, Fr. Skutsch, Fr. Leo (vgl. Literaturnachweis S. I) wertvolle Beiträge geleistet und mit vollem Nachdruck darauf hingewiesen, dass sich Vergil in seinen Hirtenesängen stofflich allerdings ganz eng an Theokrits Idyllen anschliesst und einem eindringlichen Studium dieses Vorbildes eine reiche Fülle bukolischer Motive verdankt, dass er aber trotz der starken stofflichen Entlehnung deutlich genug das Streben zeigt, einen gewissen Grad von Originalität zu erreichen: ein solches Ringen nach Selbständigkeit trete besonders hervor in der Kontamination disparater theokriteischer Züge, mögen diese vom Nachahmer geschickt oder unglücklich zu einem neuen Ganzen verschmolzen sein, in der unbedeutenden Abänderung dieses oder jenes übernommenen Gedankens, schliesslich in der Fähigkeit des Dichters, Anregungen durch römische Vorgänger an der rechten Stelle einzusetzen und diesen fremden Schmuck in das mühevoll aufgebaute Theokritmosaik hineinzuarbeiten oder mit seinen eigenen Erfindungen zu verschmelzen. Trotz dieser hohen Wertschätzung der rein formalen Leistung (ars) verheimlichen die oben genannten Forscher natürlich keineswegs die Schwächen des Eklogendichters: bei ihm erscheine ja die ganze bukolische Scenerie nicht so natürlich und lebenswahr wie bei dem sizilischen Sänger, sondern habe oft etwas Steifes und Puppenhaftes an sich, oft klagten uns nicht wie bei Theokrit wirkliche Hirten in ihrem Lied ihr Leid, sondern gebildete Leute aus der Grossstadt. Treffend charakterisiert Schanz (Röm. Lit. II 1, 3. Aufl. 1911 S. 52) die Bukolika: „Die vergilische bucolische Poesie ist durch und durch Treibhauspflanze, sie entbehrt der natürlichen Frische und der dramatischen Lebendigkeit, die wir so sehr an Theokrit bewundern.“ Ebendasselbst wird mit Recht ein zweiter Vorwurf erhoben, dass nämlich durch die häufigen Anspielungen auf bedeutende politische Ereignisse und auf persönliche Erlebnisse Vergils das Verständnis dieser Erstlingsgedichte gerade für uns erheblich erschwert würde. „Das Hereinziehen fremdartiger Verhältnisse in die Hirtenwelt erzeugt ein Zwielight, das unseren Augen wehe tut.“

Auch für die **Georgika** liegen reichliche und sorgfältige Quellennachweise vor in den Arbeiten von A. Knoche, H. Morsch, H. Brandt, J. Wageningen, P. Jahn (vgl. Literaturnachweis S. Iu. II). Doch geht P. Jahn, der alle vier Bücher der Georgika bis auf nur wenige Stellen (z. B. Wetterexkurs g. I 351—463 und norische Viehseuche g. III 478—566) nach stofflichen Quellen und dichterischen Vorbildern untersucht und durch seinen ausführlichen Quellennachweis seine Vorgänger weit überholt hat, entschieden zu weit, wenn er annimmt, Vergil habe sich aus allen möglichen in Betracht kommenden Schriftstellern „sicherlich förmliche Sammlungen“ (Rhein. Mus. LVIII 1903 S. 391) von stofflichen Vorschriften und brauchbaren Dichterblumen angelegt und so sein Werk mühselig aufgebaut. Demgegenüber ist schon von Paul Deuticke (8. Aufl. des Ladewig-Schaperschen Vergil Bd. I 1907 S. 12) und von W. Kroll (Neue Jahrb. XI 1908 S. 515—516) mit Nachdruck hervorgehoben worden, dass das sorgfältig zusammengefügte Mosaik der Georgika einen wesentlichen Fortschritt in der Kunst unseres Dichters den Eklogen gegenüber bedeute. Um das zu beweisen, zeigen diese beiden Gelehrten in grossen Zügen die Arbeitsmethode des Verfassers der Georgika und kommen etwa zu folgendem Resultat: Vergil ist zwar sachlich stark abhängig von Varro, an einigen Stellen auch von griechischen Fachschriftstellern, gestaltet aber den Schatz der trockenen praktischen Regeln in beständiger freier Anlehnung an dichterische Vorbilder (besonders an Lucrez und Homer) mit bewundernswerter Gewandtheit sprachlich aus; sein Hauptverdienst liegt in der zweckbewussten Auswahl des Stoffes, in der geschickten Konzentration des umfangreichen Materials (Ackerbau B. I, Baumkultur B. II, Viehzucht B. III, Bienenpflege B. IV) und in der wahrhaft poetischen Ausschmückung der schlichten landwirtschaftlichen Vorschriften. „Es kommt ihm nicht auf eine praktische Anleitung für Bauern an (die das Gedicht gar nicht verstanden hätten), sondern auf den Beweis, dass seine poetische Technik auch diesem Gegenstande gewachsen sei“ (Teuffel, Röm. Lit. Bd. II. 6. Aufl. 1910 S. 31). Aber weder Kroll noch Deuticke zeigt die Kunst der *μίμησις* an einzelnen Beispielen.

Die glänzendsten Leistungen der Vergilforschung beschäftigen sich mit einer eingehenden Würdigung der **Äneis**, ich meine die epochemachenden Arbeiten von Heinze und Norden. Diese beiden Gelehrten verfolgen in ihren Arbeiten verschiedene Ziele. Heinze hat es sich nämlich in seinem Buche „Vergils epische Technik“ zur Aufgabe gemacht, nachzuweisen, dass Vergil mit der Äneis ein einheitliches Kunstwerk geschaffen hat und durchaus einen Platz in der Weltliteratur verdient. Fast auf jeder Seite seiner sorgfältigen Untersuchung fallen treffliche Urteile über die Nachahmungskunst und über die Arbeitsweise des Äneisdichters ab. Vergil, der aus der Überlieferung nur das Gerüst für seine Handlung schöpft, will mit der Äneis seinen Landsleuten das Beste und Schönste von Homer bieten; ohne Bedenken werden deshalb von diesem Meister fast alle Hauptmotive entnommen, meist geschickt. Originalität sucht der Römer nur darin, dass er Motive und Züge verschiedenster Herkunft zu einem ganz neuen Bilde vereinigt, entlehnte Bilder selbständig ausführt und dramatisch belebt, seelische Vorgänge neugestaltet, den psychischen Gehalt entlehnter Gleichnisse bereichert, dabei aber aus römischen Vorgängern nur einzelne Worte und Wendungen übernimmt und in eine angemessene Umgebung setzt (Heinze S. 247—262). Norden dagegen will uns in seiner mustergültigen Ausgabe des VI. Buches der Äneis das Schaffen des Dichters im einzelnen, seine metrische und sprachliche Technik, vor Augen führen. Trotz der Verschiedenheit des gesteckten Zieles ist aber das Urteil dieser beiden ersten Führer der Vergilforschung über den Äneisdichter das gleiche: beide rühmen die mustergültige Sprache und die kunstgemässe Ausbildung des Hexameters, beide loben die warme, nationale Empfindung, die sich uns angenehm mitteilt, beide nennen den Dichter einen Meister in der Darstellung der Leidenschaften und im episodischen Beiwerk. Dabei aber entgeht es ihnen nicht, dass Vergil manche homerische Motive falsch oder matt verwendet, oft pathetisch und rhetorisch wird und dass er mit dem schwächlichen, von Göttergunst nur zu sehr abhängigen Aeneas keinen eigentlichen Helden in unserem Sinne geschaffen hat.

Zu dieser eben erwähnten Literatur will vorliegende Arbeit einen bescheidenen Beitrag liefern, und zwar soll im ersten Teile ein ganz kurzer, schnell orientierender Überblick über die stofflichen und poetischen Vorlagen gegeben, im zweiten Teile das Abhängigkeitsverhältnis Vergils von Ennius und Lucrez untersucht werden, und schliesslich soll im dritten Teile auf Grund der Analyse einiger aus Varro entnommenen viehzüchterischen Vorschriften der Grad der stofflichen und sprachlichen Abhängigkeit Vergils von Varro genauer bestimmt werden.

I.

Übersicht über die stofflichen Quellen und dichterischen Vorbilder in Vergils Georgika.

Als Vergil von Maecenas vor die keineswegs leichte Aufgabe (tua, Maecenas, haut mollia iussa g. III 40—41) gestellt wurde, ein Lehrgedicht über Landwirtschaft zu schreiben, musste er zwei Hauptaufgaben¹⁾ erfüllen, nämlich einmal das umfangreiche landwirtschaftliche Material aus stofflichen Quellen (rerum auctores) zusammentragen, sichten und ordnen (inventio und dispositio) und zweitens den gruppierten Stoff in Anlehnung an poetische Muster (exempla poetica) künstlerisch ausgestalten (elocutio). Beide Aufgaben d. h. Sammlung und Gruppierung des Details und sprachliche Ausgestaltung des trocknen Stoffes haben dem Dichter zwar sieben volle Jahre²⁾ (a. 37—30) gekostet, sind aber mit so bewundernswertem Geschick gelöst worden, dass sich das mosaikartig zusammen-

¹⁾ Dies wurde zuerst von Kroll mit Nachdruck betont (Neue Jahrb. XI. 1908 S. 516).

²⁾ Donat-vita 25: „Bucolica triennio, Georgica VII, Aeneida XI perfecit annis. — Das emsige Feilen des Dichters wird ebendort (22) durch einen Vergleich veranschaulicht: „cum Georgica scriberet, traditur cotidie meditato mane plurimos versus dictare solitus ac per totum diem retractando ad paucissimos redigere, non absurde carmen se more ursae parere dicens et lambendo demum effingere.“ Vgl. auch Gell. Noctes Att. XVII 10, 2.